Sühne.

Novelle von Konrad Telmann.

(7. Fortsetzung und Schluß.)

Und was nun folgte, weißt Du, Ottomar, wenn Du auch durch lange Wochen nicht ahntest, wie es in mir aussah, was ich an Qualen und Gewissensmartern durchlitten habe. Ich hatte eine grauenvolle Angst vor der Entdeckung meiner That. Ich wußte ja, daß sie als Mord gelten, daß sie Anderen nicht in dem Lichte erscheinen würde, in dem ich selber sie gesehen. Und ich fürchtete mich vor der Vergeltung. Als dann die Untersuchung lange ohne jedes Resultat blieb, kein leisester Argwohn sich gegen mich richtete, begann ich wieder aufzuathmen. Ich sah den Willen des Himmels darin, daß meine That gerecht sei und ungeahndet bleiben solle. Dann kamst Du, Ottomar. Als ich Dich zum ersten Male sah, beschlich mich ein seltsames Bangen. Ich sagte mir, von Dir werde mir Unheil kommen, Du werdest entdecken, was bisher Keiner zu entdecken vermocht habe. Deine Augen schienen mir in der ersten Stunde bereits in die Tiefe meiner Seele zu dringen, und ich fürchtete mich vor ihnen. Da gerieth ich auf einen gefahrvollen Gedanken. Ich nahm mir vor, Dich in mich verliebt zu machen, damit kein Verdacht gegen mich in Deinem Innern aufsteigen könne; Deine Leidenschaft sollte Dich blind machen, weil mir vor Deinem Scharfblick sonst graute. Aber das Mittel, das ich anwandte, um mich zu retten, schlug gegen mich aus und wurde zu meinem Verderben. Nach Kurzem wußte ich schon, daß ich selber Dich liebte, daß ich von heißer, wilder Leidenschaft für Dich verzehrt wurde, von der ersten Leidenschaft meines Lebens und von der letzten.

Nun begannen für mich furchtbare Kämpfe, Ottomar. Auf der einen Seite meine Verehrung für Leopold, der mich aus trauriger Existenz erlöste und einem mich befriedigenden, alle meine Kräfte in Anspruch nehmenden Dasein zugeführt hatte, — auf der andern mein ungestümes Begehren nach Liebe und Glück, nach dem Höchsten und Köstlichsten des Daseins, daneben mein Schuldbewußtsein, meine reuvolle Angst vor der Entdeckung, die Folterqualen meines Gewissens, — Alles das kam zusammen, um mir Tage und Nächte zu bereiten, wie ich sie selbst Dir in ihrer ganzen grauenvollen Wirklichkeit nicht schildern kann. Und dazu noch immer ein Lächeln auf den Lippen haben sollen! Manchmal hab' ich gedacht, ich hielte es nicht aus, ich müsse dem Allen gewaltsam ein Ende machen, und immer schien es mir, als hätte ich durch das, was ich litt, das, was ich gethan, genugsam gebüßt. Ich hatte nicht den trotzigen Muth, Leopold zu verlassen, auch nicht den, Dir anzugehören, ohne Dir Alles einzugestehen, und wußte doch, daß ich Dir nie angehören könne, **wenn** ich es that. Dazu wurde mir das Zusammenleben mit Leopold bei all' meiner Dankbarkeit und Achtung für ihn nun zur Qual. Ein Weib, das liebt, fühlt sich immer geschändet, wenn es einem anderen Manne, als dem, dessen Bild sein Inneres erfüllt, angehören muß. Früher war das anders gewesen.

Auch die Angst vor einer Entdeckung meiner That durch Dich schwand nicht. Immer wieder und wieder trieb es mich an die Stelle im Walde, wo das Furchtbare geschehen war. Immer wieder glaubte ich durch das Niederlegen eines Reisigs auf jenem Platze den blutigen Schatten des Ermordeten zu beschwören, daß er mir in meinen Angstträumen der Nacht nicht erschien. Und wenn ich Dich sah, war jedesmal mein erster Gedanke: jetzt weiß er Alles, jetzt wird er mich fragen, ob ich es gethan habe, und ich kann nicht lügen — ihm gegenüber nicht. Dann aber, wenn ich ihm die Wahrheit gesagt habe bin ich verloren. Ich — und vielleicht auch er. Denn ich wußte ja, daß Du mich liebtest, Ottomar, und mir mußte wohl grauen vor dem Konflikt, in dem mein Bekenntniß auch Dich stürzen würde. Wie dann Alles anders gekommen, als wir gedacht, brauche ich Dir nicht zu wiederholen. Nur eins muß ich Dir noch eingestehen, Ottomar. Als der furchtbare Auftritt mit Leopold vorüber war, er mich aus seinem Hause verjagt hatte, wie eine Dirne, kam mir der Gedanke, ich könne Dir dennoch angehören, ohne Dir zu gestehen, daß ich Menschenblut vergossen hätte. So gewaltig war mein Begehren nach dem Glück an Deiner Seite, Ottomar, so verblendet war ich in meiner Leidenschaft. Als ich zu Dir kam, dachte ich noch, es ließe sich vielleicht ein Glück aufbauen auf einer Lüge. Der Wille jener geheimnißvollen Macht, die über unser Aller Schicksal waltet, hat es verhindert, daß ich solchen frevelhaft leichtfertigen Versuch machte. Ich mußte es Dir in letzter Stunde in's Gesicht schreien, was mir andernfalls die Brust zersprengt hätte: Ich — ich habe ihn ermordet!

Es ist gut so, wie es gekommen ist, es durfte nicht anders kommen. Für uns gab es kein Glück, Ottomar, zu Vieles und zu Schweres ist geschehen. Und ich muß Ruhe haben, Ruhe — etwas Anderes brauche ich nicht mehr. Du aber kannst weiterleben, Ottomar, und sollst es. Deshalb geh' ich. Es ist die einzige Lösung, die es in diesem schaurigen Konflikt noch giebt. Und so lebe wohl! Gedenke meiner ohne Groll, wenn du kannst, und verdamme mich nicht. Werde glücklich, wenn Du dereinst überwunden hast, wenn Dein Schmerz unter dem lindernden Einflusse der Zeit sanfter geworden ist. Ich hatte viel Leid im Leben zu erdulden und habe wenig Glück erfahren; aber mich dünkt in dieser Stunde dennoch, daß ich Dich lieben durfte und mich von Dir geliebt wußte, sei reiches Glück gewesen und es habe sich verlohnt, um deswillen zu leben. Es war schön, Ottomar, und Schönes währt nicht lange. Lebe wohl! Lebe wohl!

Helene."

Ich habe diesen Brief seither noch oft und oft gelesen, wie die schweigsamen Jahre mir weitergegangen sind, und immer hat mich die schlichte Darstellung dieser Tragödie eines Frauenlebens, das mir das theuerste auf Erden gewesen, tief im Innersten ergriffen. Damals mag wohl gar eine Thräne auf die Blätter gefallen sein.

Ich habe mich damals durch den Doktor, den ich mir zum Zeugen auswählte, Leopold Häseler zur Verfügung gestellt und ich hätte wohl gewollt, daß er mich im Zweikampfe niedergeschossen. Mir bot das Leben nach dem, was ich erfahren, keinen Reiz mehr. Aber Leopold Häseler lehnte einen Zweikampf jetzt mit Entschiedenheit ab; der Doktor sagte mir, daß auch er nach den Erlebnissen des letzten Tages ein gebrochener Mann sei. So hatte ich hier nichts mehr, was mich hielt, und gewaltsam drängte es mich fort. Mit einem Attest des Doktors in der Tasche, fuhr ich in die Kreisstadt hinüber, um mir persönlich bei dem Präsidenten des Appellationsgerichts einen sofortigen Urlaub zu erwirken, den ich auch erhielt. Ich bin dann lange in der Welt ruhelos umhergezogen und nach Pollnow nicht wieder zurückgekehrt. Die Untersuchung gegen den unbekannten Mörder Plancks mußte als resultatlos einschlafen, und nie hat ein Mensch erfahren, welch' düsteres Geheimniß der Waldsee barg, als man Helenes Leichnam daraus emporgezogen.

Es sind lange Jahre seitdem hingegangen, und mein Haar ist grau geworden. Ich habe Helenes letzten Wunsch, glücklich zu werden, nicht erfüllen können; ich bin unvermählt geblieben, und habe sie nie vergessen.

Ende.

— Ein —

Kind des Meeres.

Roman von Vilma Lindhe.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Laura Fehr.

Auf einer kleinen Insel weit draußen im Meer liegen am Fuße eines jähen, zerklüfteten Felsens, der gegen die Nord- und Nordwestwinde Schutz gewährt, eine Anzahl dicht aneinander gebauter Hütten, in denen gegen hundert Menschen wohnen, die dem Meere ihren dürftigen, unsicheren Lebensunterhalt abzugewinnen suchen.

Ueber ihren Häuptern hängt der Fels mit losgerissenen, gleichsam durch Zufall dorthin geschleuderten Blöcken, welche jeden Augenblick hinabzustürzen drohen, um als eine gewaltige Lawine von Rollsteinen die kleinen Hütten in ihrem Falle zu begraben, die übermüthig unter der Klippe Schutz gesucht haben.

Tief unten braust das Meer — gegen Westen und Norden erstreckt es sich so weit das Auge reicht, aber nach Osten und Süden zu ist es mit unzähligen kleinen Felseninseln, den sogenannten Schären, übersät, die sich, verworrenen Garnsträhnen nicht unähnlich, meilenweit hinziehen.

Wenn der Wind westlich ist, brechen sich die Wogen mit donnerähnlichem Getöse gegen den Fuß der Klippe, und der salzige Gischt bildet Krystalle an den Fenstern der Hütten; aber dort unten in der Bucht, hinter dem Felsenvorsprung, liegen geschützt die Fischerböte, darauf wartend, daß der Sturm sich lege, damit der Fischfang seinen Anfang nähme. Zwischen dem Gestein wächst hie und da eine vereinzelte Wermuthstaude und hinter den Geräthschuppen wuchern ganze Wälder von Nesseln nebst einigen Himbeer- und Hagebuttensträuchern, aber die Insel bietet keine Weide für die Schafe — hat man solche, dann werden sie nach den südlicher gelegenen Inseln gebracht, wo sie bis Einbruch des Winters sich selbst überlassen bleiben. Von dorther wird auch von den Frauen soviel Gras nach Hause geschafft, daß die Kühe unter Zugabe von einigem Mehl und Fischabfällen gefüttert werden können. Die Männer befassen sich nicht mit solchen Dingen, die Fischerei giebt ihnen genug zu thun, und eigentlich bringen die Frauen auch nicht viel anderes fertig, als ihnen dabei zu helfen und ihrer Kinder zu warten.

Es ist ein abgehärteter Menschenschlag, den man hier findet, breitschulterige Männer von starkem Gliederbau, wettergebräunte, hochgewachsene Frauen mit elastischem Gang und lebhaften Augen und ganze Schaaren frischer flachshaariger Kinder vor den Hütten.

Es ist auch ein hartes Leben voller Entbehrung, das hier geführt wird, doch daran zu denken, läßt sich Niemand Zeit, und vielleicht mochte auch Niemand es anders haben.

Im Winter, wenn der Heringsfang ergiebig ist, wenn die Walfische an der Insel vorbeistreichen, ist alles hier Leben und Thätigkeit; da wimmelt es von Aufkäufern und in der Bucht hinter dem Felsen liegt Boot an Boot. Blanke Silbermünzen finden ihren Weg in die Taschen der Fischer und schillernde Fischschuppen glitzern an den Kleidern, den Böten und dem Geräth; Cognac, Bier und Branntwein findet guten Absatz, und am Abend schallt Gesang, lautes Schreien und Fluchen bis weit auf's Meer hinaus.

Man lebt von der Fischerei und schlägt dieselbe fehl, dann gestaltet sich das Leben auch darnach — auch hat man in den guten Tagen nicht sparen gelernt.

Dicht unter der Insel läuft das durch Balken markirte Fahrwasser; Segler kreuzen hier unaufhörlich, große Dampfschiffe ziehen vorbei, und mehr als ein Passagier rümpft die Nase über den Geruch von Thran, Theer oder Fischen, der von der Insel ausgeht.

Mitunter — zur Zeit des Hauptfanges — sieht es aus, als sei eine große Wäsche zum Trocknen auf den blinkenden, von der Sonne erhitzten Klippen ausgebreitet. Es sind lange Reihen mit Salzlake gesättigter Kabeljau, Dorsch oder knochiger Rochen, die hier für den Handel hergerichtet werden, und dazwischen bewegen sich Frauen mit kurzen Röcken und wirrem, ungekämmtem Haar; Kinder jeden Alters, die sich am wohlsten fühlen, wenn ihnen das Haar um die ungewaschenen Wangen flattert und sie die nackten braunen Füße direkt vom glühenden Felsen ab in den erfrischenden Meerschaum tauchen können, wenn das Meer spiegelblank daliegt, eine goldig schimmernde Fläche, in welche die Sonne so flimmernd roth und glühend hinabtaucht, daß man fast erwartet, den Dampf um dieselbe emporzischen zu hören.

Es kommt vor, daß die Leute hier nicht besonders alt werden; denn das Meer, das so vieles giebt, nimmt auch dann und wann ein Leben als Ersatz.

„Er ist untergegangen," geht es dann von Mund zu Mund; es wird nicht viel davon gesprochen, aber es wird auch nicht vergessen.

Es war Ende September. Die Sonne schien matt und röthlich durch die warme, neblige Luft, und das Meer lag da wie ein Spiegel, gleichsam ruhend, oder über neue Großthaten brütend — nur hin und wieder schlug eine lange, machtlose Welle mit leisem Geplätscher an das Ufer.

Die Fischer waren weit draußen auf dem Meere und wurden alle Augenblicke zurückerwartet; kein Mann war auf der Insel zurückgeblieben, und die Frauen trieben sich in schläfrigem Nichtsthun umher, auf das Uebermaß von Arbeit wartend, das ihnen bevorstand, wenn der Fang glücklich gewesen war.

Als die Sonne unterging, stand Andreas Kasperßons Gattin, Jana, eine kräftige Frau von starkem Gliederbau, mit scharfen Zügen und schwarzen, lebhaften Augen, am äußersten Rand des Klippenvorsprunges.

Zum Schutz gegen die Strahlen der scheidenden Sonne beschattete sie die Augen mit beiden Händen, und unter diesen hervor spähten jene über die endlose Wasserwüste.

Hinter ihr lagen die Berge und Klippen in wunderbarer Beleuchtung, durch den steten Wechsel zwischen purpurn, blutroth, violett und schwarz-grün einen herrlichen Anblick gewährend, und vor ihr auf dem bleigrauen Himmelsgewölbe vollführten kleine feuerrothe, phantastische Wölkchen einen wirbelnden Tanz.

Sie aber schenkte diesem allen, das sie schon so oft gesehen, ohne weiter darüber zu denken, keine Beachtung; als aber im selben Augenblick einige Trümmer sich überschlagend landeinwärts schwammen, sagte sie mehr zu sich selbst, als zu dem nebenstehenden Mädchen:

„Bei Gott, es giebt wieder Sturm!"

„Man hört ihn schon," erwiderte das Kind und wandte das Ohr lauschend dem Meere zu, das eine seltsame schwärzliche Färbung angenommen hatte und gleichsam unter einem unsichtbaren, feindlichen Druck zu erbeben und zu seufzen schien.

Ein wunderbar rauschender, ein singender, klagender Laut, ein Schnauben oder Pfeifen, wie von einer Dampfmaschine oder einer Riesenorgel erfüllte ringsum die Luft. Die Möwen kreisten schreiend den Schären zu, und ein Zittern, ein angstvolles Leben schien durch die ganze Natur zu gehen, als plötzlich ein heftiger Windstoß über die Wasserwüste dahinfuhr.

„Siehst Du Etwas, Andra?"

„Ne—e", lautete die gedehnte Antwort, während die großen Augen des Mädchens die schnell hereinbrechende Dunkelheit durchdringen zu wollen schienen. „Ihnen ist er jedenfalls günstig; wird er zu stark, müssen sie einfach vor dem Winde segeln."

„Es nützt nichts, hier stehen zu bleiben", sagte Jana mit harter, bitterer Stimme.

Sie hatte hier schon so oft gestanden, zitternd und wartend, bis es ihr zur Gewohnheit geworden war, und sie gelernt hatte, die Sache ruhig zu nehmen; aber wie dem nun auch sei, etwas von der Bitterkeit des Meeres hatte sich unmerklich in ihren frischen, gesthählten Sinn eingeschlichen.

„Nun, kommst Du nicht, Andra?" rief sie unfreundlich, indem sie sich entfernte; aber das Mädchen machte keine Miene, dem Rufe zu folgen. Sie stand noch da, als der mattrothe Streifen am untersten Rande des Horizontes verblichen war; sie stand noch da, als Windstoß auf Windstoß ihr kurzes, dünnes Kleidchen peitschte und ein feines, durchdringendes Naß ihr das lange, schwarze Haar an Kopf und Wangen festklebten machte.

Die See schlug schon hoch über den Fuß der Klippe; der unbestimmte, klagende Laut hat sich in ein betäubendes Getöse umgewandelt — sie wußte, wie es draußen stand, denn sie war mehr als einmal mitgewesen.

Der Sturm war so unerwartet gekommen und mit ihm eine undurchdringliche Finsterniß. Sie erhob sich vor ihr wie eine Wand und es war, als stimmten Legionen klagender Geister aus dieser Finsterniß heraus einen höhnenden, herzzerreißenden Chor an.

Ihr wurde angst. Dieses Gefühl war ihr nie gekommen, wenn sie mit dem Vater draußen war. Ach, hätte sie ihn begleiten dürfen! aber er hatte es nicht erlaubt, als sie darum bat.

Sie — Oleandra oder Andra, wie sie der Kürze halber genannt wurde — war sonst sein erklärter Liebling, und eine gewisse Abgeneigtheit machte sich zwischen ihr und den anderen Geschwistern geltend — sie waren ihrer acht, das jüngste nur sechs Monate alt.

Sie war auf dem Meere geboren, auf einer Reise nach Skagen vor etwa zehn Jahren. Ihr selbst unbewußt, war sie stolz darauf, denn sie erzählte es jedem Fremden.

„Wie alt bist Du, Kind?" war die stehende Frage.

Das Alter variirte, aber der Zusatz blieb derselbe: „Ich wurde auf dem Meere geboren. Der Vater sagte, es sei bei scharfem Nordwind und hohem Seegang gewesen."

Der Vater war ihr Orakel, ihr A und O.

Schon als ganz kleines Kind pflegte sie im Vordertheil seines Bootes zu hocken, und seine kleinen, wasserblauen Augen ruhten gar oft blinzelnd auf ihr, während ein Lächeln über sein wettergebräuntes, bärtiges Gesicht flog.

So konnten sie stundenlang sitzen, er am Steuer, sein kurzes Pfeifchen rauchend, sie auf das Meer hinausschauend, ganz in stille Bewunderung versunken über das launenhafte Spiel der Wellen, oder laut auflachend, wenn der Gischt über den Bug hereinschlug. Mitunter saß sie auch zu seinen Füßen und dann plauderte sie unaufhörlich — sie fragend, er antwortend. Als sie älter wurde, durfte sie das Ruder führen und beim Fischfang helfen. Sie hatte wunderbares Glück in allem, was sie that, und abergläubisch wie Fischer Kasperßon gleich anderen Seeleuten war, nahm er das Kind oft mit hinaus als ein glückliches Omen.

Jana, die ihren Mann liebte und auf Oleandra eifersüchtig war, erlaubte ihr nicht immer mitzufahren; aber es war dann doch eins der Kinder „aus dem Weg," und diese Thatsache bestimmte die geplagte Frau am häufigsten, das Kind ziehen zu lassen.

Einmal — der Wind war ungünstig, halbwegs Sturm und der Vater hatte selbst gesagt, sie solle zu Hause bleiben — hatte sie sich im Ruff unter einigen Oeljacken versteckt und kroch erst, als man weit auf der See draußen war, aus ihrem Versteck hervor, wie eine Ratte aus ihrem Loch.

Sie war auf einen Schwall von Flüchen vorbereitet und derselbe blieb auch nicht aus, aber hinter dem strengen Ausdruck im Gesicht des Vaters gewahrte sie ein schelmisches Lächeln, und es kostete sie Mühe, während des Verweises ernst auszusehen, am liebsten wäre sie ihm sogleich in die Arme geflogen.

Es war das erste Mal, daß sie auf dem großen Fischfang mitgewesen war, und niemals seit Menschengedenken war die Ausbeute so reich gewesen.

Das Gesicht des Vaters hellte sich immer mehr auf, und sie verstand wohl, was er und die Bootsleute mit einander flüsterten, während sie nach ihr herüberschielten — sie hatte sich zwischen einigen leeren Fässern verkrochen, um nicht im Wege zu sein.

Als die Abenddämmerung hereinbrach und der Anker im Schutz der Schären fiel, nahm man die Mahlzeit ein, und die Schnapsflasche machte fleißig die Runde.

„Das Mädel muß auch einen Schluck haben, sie hat ihn meiner Seele ehrlich verdient," meinte Jörgen, einer der Bootsleute.

„Ja, das hat sie!" stimmte ihm der Vater zu und hob sie auf sein Knie.

Da saß sie den ganzen Abend, bis die Sterne einer nach dem andern an dem dunklen Abendhimmel zum Vorschein kamen — aber im Boot herrschte ein lustiges Leben. Eine Laterne am Mast warf einen röthlichen Schein auf die erhitzten, groben Gesichter, und lustige Geschichten mit Flüchen gewürzt, und lauter Gesang tönte durch die Stille der Nacht als Begleitung zu dem regelmäßigen Tosen der Brandung.

Schließlich wurden ihr die Augenlider schwer, sie sah alles wie durch einen Nebel, und das letzte, dessen sie sich erinnern konnte war, daß der Vater sie in den Ruff hinuntertrug und daß er dabei fortwährend strauchelte und überall anstieß.

Als er sie auf eine Bank legte und mit einer groben, warmen Decke zudeckte, flüsterte er:

„Hab' Dank, Kind, Du stehst im Bunde mit der Meerjungfer; wenn Du zugegen bist, trotze ich dem ärgsten Hundewetter."

Dieser Worte gedachte Oleandra, als sie einsam auf dem Felsenvorsprung stand.

„Ach, warum hatte man sie nicht mitgenommen! Gesetzt, der Vater sei in Gefahr und bedürfe ihrer — — —!"

Angst und Entsetzen erfaßten sie plötzlich und schlugen sie in eisige Fesseln, so daß sie weder Hand noch Fuß zu rühren vermochte; aber im nächsten Augenblick raffte sie sich aus der Erstarrung auf und eilte, bald klimmend, bald laufend, den wohlbekannten Pfad entlang. Der Regen schlug ihr in's Gesicht, die Klippen waren naß und schlüpfrig; aber vorwärts ging es, von dieser Gespensterwelt hinweg dem elterlichen Hause zu, wo menschliche Wesen ihre Noth würden mitfühlen können.

Es kam ihr vor, als ob die kleinen Hütten sich fester als gewöhnlich an den schützenden Felsen angeschmiegt hätten. In den meisten war es schon dunkel — man war zusammengekommen und hatte vom Wetter alles gesagt, was zu sagen war, und suchte jetzt im Schlaf Vergessenheit und Ruhe.

Als Oleandra die Thüre der elterlichen Hütte öffnete und über die Schwelle trat, erkannte sie, daß alle schliefen; aber das Bewußtsein, daß sie wieder in der warmen Stube war, genügte, um ihr kleines Herz mit einem Gefühl stillen Glücks und Friedens zu erfüllen.

Auf dem Tisch neben dem einen Fenster standen die Ueberreste der Abendmahlzeit; einige geschälte Kartoffeln und eine Schüssel mit gesottenem Fisch, der einen unangenehmen Geruch verbreitete.

Sie hatte keinen Hunger, aß aber doch gewohnheitsmäßig einige Bissen, bevor sie das nasse Kleid abstreifte und die hölzerne Schlafbank aufsuchte, in der bereits drei der kleinen Geschwister mit den Füßen gegen einander gekehrt schliefen. Sie nahm ihren gewohnten Platz neben ihren kleinen Bruder Sven ein, zog die Decke über den Kopf, denn sie zitterte vor Kälte, schlang behutsam ihre Arme um den Hals des Kleinen und drückte ihn fest an das klopfende Herz.

Sie war weder verzärtelt, noch weinte sie leicht, aber die Thränen stützten ihr aus den Augen, und sie weinte, ohne zu wissen warum, während sie dachte: „Es kann dem Vater nichts zustoßen; keiner versteht es wie er, das Boot zu leiten."

Bald schlief sie den festen Schlaf des Kindes; aber dort vom Bette her, in dem Jana lag, hörte man dann und wann ein Stöhnen, wenn der Sturm heftiger als gewöhnlich an Thüren und Fenster rüttelte.

Als der Morgen anbrach, lag die ganze Insel in einen dichten Nebelschleier gehüllt, den das Meer gewoben, auch regnete es und tropfte und sickerte von den Dachfirsten und Felsenvorsprüngen; flachshaarige Kinder wateten in den Wasserpfützen, und durch allerlei Küchenabfälle verunreinigtes Wasser rann über den Fuß des Felsens in's Meer

Gegen Mittag klärte es sich auf. Die See ging immer noch hoch in gewaltigen, grünen, schaumgekrönten Wellen, und um die Schären herum sah man nichts als den hochaufspritzenden, schäumenden, glänzenden Silbergischt; aber die Sonne schien warm und die Luft war so wunderbar rein und erfrischend.

Auf dem Felsenvorsprung standen die Frauen dicht zusammen, von ihren Kindern umringt — die kleinsten auf dem Arm. Alle plauderten und drängten sich durch einander, denn mehrere Böte wurden draußen sichtbar, vor dem Wind segelnd — es war ein herrlicher Anblick.

Je nachdem sie sich näherten, vermehrte sich die Aufregung unter den Frauen, denn jetzt stand es außer allem Zweifel, es waren die Fischerböte, die zurückkehrten. —

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs," — es kam nicht mehr heraus, wie man auch zählte — das siebente war nicht dabei.

Es mochte nichts bedeuten — vielleicht aber auch alles — und die Herzen schlugen vor Unruhe und Freude, als schließlich Boot auf Boot unten in der Bucht anlegte, und man die heimkehrenden Lieben begrüßte.

„Andreas, Andreas Kasperßon?" ging es wie ein leises Geflüster durch die Menge.

Die Männer schüttelten ernst und mit bedenklicher Miene die Köpfe. Er hatte schon zeitig am gestrigen Abend die Rückfahrt angetreten und war so dem ärgsten Wetter ausgesetzt gewesen, die andern hatten einen Nothhafen aufgesucht; noch aber brauchte man ihn nicht verloren zu geben, und die Männer wetteiferten, Jana über das Ausbleiben ihres Mannes zu beruhigen.

Den Sturm und das Gemurmel der Menge übertäubend, vernahm man plötzlich einen gellenden Schrei der Verzweiflung. „Vater, Vater!" erklang es wild und herzzerreißend, und dem jähen Ufer zu stürzte ein kleines bleiches, schwarzhaariges Mädchen, als wolle es sich dem Vermißten nach in die brausende Tiefe werfen.

Jana fing sie in ihren Armen auf, aber von diesem Augenblick an hoffte man nicht länger; die Gewißheit, daß ein Unglück geschehen sei, stand in den Augen Aller zu lesen. Noch ein paar Tage wartete man und hoffte auf ein Wunder, dann verbreitete sich das Gerücht, daß die Trümmer eines Bootes zwischen den Schären gefunden worden seien.

Mehrere dieser Wrackstücke erkannte man wieder — etwas Näheres über das Unglück aber erfuhr man niemals.

In der guten Stube saß Jana, die Arme über die Brust gekreuzt, den Oberkörper mechanisch hin und her wiegend, als könne dies ihrem Schmerz Linderung verschaffen. Die Kinder verkrochen sich scheu in die Winkel, und die Frauen der anderen Fischer kamen, eine nach der andern, mit Geschenken, um in dieser Weise ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Der Kaffeekessel brodelte den ganzen Tag, und während Tasse auf Tasse geleert wurde, erzählte man sich im Flüsterton von traurigen Schiffbrüchen und Unglücksfällen, die sich vor kürzerer oder längerer Zeit ereignet hatten.

„Wo ist Andra?" waren die einzigen Worte, die Jana hin und wieder entfuhren. Es war unmöglich, das Kind zum Daheimbleiben zu bewegen, und man befürchtete, daß es in seinem heftigen, maßlosen Schmerz sich noch einmal etwas zu Leide thun würde.

Auf dem äußersten Rand des Felsenvorsprungs stand Andra, auf's Meer hinausspähend, das, wie sie immer noch hoffte, ihr den Verlorenen wiedergeben müsse; und wie ein treuer Hund wäre sie lieber gestorben, als daß sie ihren Posten verlassen hätte, wenn nicht schließlich ein alter Seemann sie auf seine starken Arme genommen und zur Mutter getragen hätte, an deren Brust sie in ein Lautes Weinen ausbrach, das ihr Linderung verschaffte.

Die Tage kamen und gingen, man hatte keine Zeit, sich dem Schmerz zu überlassen. Nicht genug, daß Andreas dahin war, das große Boot war auch verloren und mit ihm der ganze Reichthum der Familie.

Acht Kinder! Da gab's freilich zu thun und Jana wurde bald dieselbe wie zuvor, nur noch mürrischer und schweigsamer; Oleandra aber ging umher, das Herz voll bitterer Gedanken, denn sie vermochte nicht zu fassen, daß Alles seinen gewohnten Gang gehe, nun der Vater dahin war, sie konnte der Mutter nicht verzeihen, daß sie ihre Zeit nicht mit Klagen und Weinen zubringe.

Ein strenger Winter folgte, und es wurde schwer, sich durchzuschlagen; aber es war auch nicht einer unter den Fischern der Insel, der nicht Jana von seinem Fang mittheilte, und wenn die Ausbeute an Heringen gut war, hatte sie Arbeit vollauf — ja sogar die älteren Kinder konnten dabei ein Geringes verdienen.

Als der Frühling herankam, fing sie an, mit Hummern und Fischen zu handeln, und da sie ihre Waare für einen Spottpreis einkaufte, verdiente sie recht gut dabei; aber eine mühsame Arbeit war es, denn sie mußte zum Festlande hinüber rudern oder segeln und dann auf die Dörfer zu den Herrschaften herumgehen, um die schweren Körbe so schnell wie möglich leichter zu machen.

Oleandra sollte die kleineren Geschwister beaufsichtigen, während die Mutter von Hause fort war; aber stumpf und gleichgiltig wie sie für Alles war, blieben die Kleinen sich ganz selbst überlassen.

Eines Tages war Sven dem Ertrinken nahe. Er hatte sich in einem der kleinen Böte geschaukelt, die in der Nähe des Geräthschuppens lagen, während Oleandra am Felsenhange sich ihren Träumereien überließ.

Sein Schreien erweckte sie, wie ein Pfeil war sie im Boot unten, machte es los, erfaßte einen Zipfel seiner Jacke und zog ihn in's Boot.

Von diesem Augenblick an wurde sie wach, den Knaben aber ließ sie nicht von ihrer Seite.

Eines Morgens, im Anfang des Frühlings, als Jana mit ihren gefüllten Körben zum Strande hinunter kam, um zum Festlande hinzufahren, saß Oleandra bereits im Boot und Sven lag zu ihren Füßen auf einem Seegraspolster mit einer Jacke des Vaters zugedeckt.

Von dem Tage an besorgte sie das Rudern und nun wurde sie sich selber wieder ähnlich.

„Das Mädel ist gerade so tüchtig wie unsereiner!" dies waren die bewundernden Worte, welche die markigen Fischer ihr nachschickten, wenn sie dasaß und Segel und Schote mit der sorglosen Sicherheit des geübten Schiffers handhabte.

Sie begleitete nicht die Mutter auf ihren Wanderungen. Es war fast, als fürchte sie sich vor den Dörfern und den Menschen dort. Mitunter lag sie in dem Boot und schlief, zuweilen angelte sie und verkaufte ihren Fang an vorüberfahrende Fischer.

Der Sommer kam mit warmen, sonnigen Tagen und goldigem Glanz über Land und Meer. Die jungen Eidergänse und Enten hielten ihre Schwimmübungen ab, um die Insel herum, und die Seehunde sonnten sich auf dem Sande.

Es war an einem Tage des Augustmonats, das Meer lag tiefblau im Sonnenschein glitzernd da, die weißen oder rothbraunen Segel hoben sich scharf von demselben ab, und ein wolkenloser Himmel wölbte sich azurblau und durchsichtig über diesem Allen.

Ein Lustkutter hatte bei der Insel angelegt und in Janas Hütte befand sich vornehmer Besuch.

Alles war festlich darinnen, denn sie hatte den Besuch erwartet. Der Estrich war mit weißem Sand bestreut, über das Bett war eine buntgewürfelte Decke künstlichen Gewebes gebreitet, und auf dem Tisch standen je eine Balsamine und eine Monatsrose in ihren Anchovistönnchen. Die lockere Erde war mit zierlichen kleinen Muscheln bedeckt.

In der innern Kammer, zu der die Thür offen stand, sah man eine Schlafbank, die fast ganz bis zur Decke des Zimmers mit Betten angefüllt war, und an den Wänden hingen die Sonntagskleider der Familie in zierlicher Ordnung. Dadrinnen fanden sich außer einigen größeren Muscheln und Schnecken auch verschiedene Kunstgegenstände — Kaffeetassen mit Inschriften, ein Schwan aus Zucker, eine Denkschrift von irgend einem Begräbniß stammend nebst zwei Bildern: ein Christus im blauen Rock und rothen Mantel, und ein feierspeiender Berg mit so schreienden Farben, daß einem die Augen schmerzten, wenn man nur hinsah.

Es herrschte eine dumpfige, ungesunde Luft in den beiden Stuben und die Fenster ließen sich nicht einmal öffnen. Man meint, man habe hier in den Schären Luft genug und verschließt sich dagegen so gut man kann.

Jana saß auf einer grün angestrichenen Sophabank in der guten Stube und neben ihr ein kleiner gedrungener Mann, der sich häufig seines großgeblümten seidenen Taschentuches in geräuschvoller Weise bediente. Er war modisch gekleidet, aber die Züge waren grob und das runde, kupferige Gesicht mit dem Bocksbart und dem kurz geschorenen Haar hätte geradezu häßlich genannt werden müssen, wenn nicht die blinzelnden Augen und das breite Lächeln demselben etwas Gutmüthiges verliehen hätten, das Vertrauen einflößte.

Den harten, breiten Händen sah man es an, daß sie in der Welt etwas geschaft hatten, wenn sie jetzt auch ruhten, und die massive Uhrkette nebst den goldenen Knöpfen in dem etwas unsauberen Vorhemd deuteten an, daß der Besitzer derselben erst noch wohl geborgener Ernte sich zur Ruhe gesetzt hatte.

Jana saß da, den Oberkörper wiegend, — sie hatte von Andreas gesprochen.

Der „Brukspatron"*) oder „Patron Adamsson", wie er am häufigsten genannt wurde, — war eigens nach der Insel gekommen, um zu sehen, wie es hier gehe. Ihr Mann hatte unter ihm gedient, als er einen Ostindienfahrer führte, und er hatte seinen früheren Bootsmann nicht vergessen, dem er warme Freundschaft entgegengebracht hatte.

„Ja wohl, ein braver Mann war er, der Kasperßon und vor allem ein tüchtiger Seemann," sagte der Patron und schneuzte sich lauter als gewöhnlich.

„Ja, das mögen der Herr Kap'tän wohl sagen —" Jana hielt inne — sie gedachte des neuen Titels, der ihr ebenso fremd als unbegreiflich war.

„Sagt nur immer Kap'tän, das höre ich am liebsten."

Es entstand eine Pause, Jana wiegte den Oberkörper wie vorhin und der Patron machte sich mit seiner Nase zu schaffen.

„Und das große Boot ging verloren?"

„Ja, das war das Allerärgste."

„Andreas hatte vielleicht etwas zurückgelegt?"

„Sieht's darnach aus?"

„Aber Ihr schlagt Euch durch — oder wie?"

*) Der Besitzer einer Fabrik eines Eisenwerks in Schweden.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Kapitel von den Recognoscirungen.

Vor kurzer Zeit vermißte die Gattin eines Berliner Banquiers ein paar Brillantohrringe, die, wie sie genau zu wissen glaubte, nach dem letzten Gebrauche von ihr selbst in ein vor dem Toilettenspiegel stehendes Schmuckkästchen gelegt worden waren. Der Verlust ist ein doppelt unangenehmer; einmal sind die Ohrringe ein Geschenk von lieber Hand und ihr Werth bezifferte sich immerhin auf mehr als tausend Mark, und dann mußte sich der Verdacht, die Brillanten entwendet zu haben, auf die Dienstboten, zwei Mädchen, lenken, die lange Jahre der Herrschaft treu gedient hatten und deren Ehrlichkeit anscheinend außer jedem Zweifel steht. Die Dame theilte den Mädchen ihre Wahrnehmung mit und die ganze Wohnung wurde auf das Peinlichste durchsucht! Jeder Winkel, sämmtliche Behälter wurden genau nachgesehen, die Betten durchklopft, kurz, nichts versäumt, um die kleinen blitzenden Dinger aufzufinden — Alles umsonst, die Ohrringe sind verschwunden. Natürlich lagerte sich auf der ganzen Häuslichkeit eine gewisse, allseitig unangenehm empfundene Schwüle. An einem der jüngsten Tage unternahmen die beiden Söhne des Hauses, junge Leute von 19 und 17 Jahren, einen Ausflug nach dem Grunewald. Plötzlich stößt der eine Bruder den anderen an und zeigt auf eine vor ihnen hergehende, anscheinend gutem bürgerlichem Kreise angehörende Frau, und fast wie aus einem Munde ertönt das geflüsterte Wort: „Mamas Ohrringe!"

Sie merken genau auf, gehen wiederholt an der ruhig und harmlos dahinwandelnden Frau vorüber—es sind die vermißten Ohrringe der Mutter. Die jungen Leute handelten nun sehr besonnen; sie verfolgten unauffällig die ihnen völlig unbekannte Frau, um über ihre Persönlichkeit irgend welchen Anhalt zu gewinnen, — da plötzlich gesellt sich zu jener ein Mann, anscheinend der Ehemann, und die jungen Herren erkennen in ihm sofort einen Tischlermeister, der in der Z